

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

185 (22.4.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 33

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 53.

Karlsruhe, Mittwoch den 22. April 1908.

24. Jahrgang.

Kaisertage auf Korfu.

Wir veröffentlichen heute die ersten Bilder, die von der Ankunft des deutschen Kaiserpaars in Korfu nach Deutschland gelangt sind. Die Ankunft des deutschen Kaiserpaars gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge des Monarchen und seiner Familie. Die Spitzen der griechischen Behörden, der Bürgermeister von Korfu, Offiziere der auf der Seebe ankernden englischen und griechischen Kriegsschiffe sowie eine zahlreiche, festfrohgestimmte Menge hatten sich an der beim Hafen von Korfu belegenen, eigens für den Kaiserbesuch hergerichteten Landungsstelle zur Begrüßung eingefunden. Obgleich das Wetter trübe und kühl war, war es doch ein wunderschönes Bild, das durch den reichen Blumen- und Flaggen-schmuck nur noch erhöht wurde.

Lange bevor die „Sohenzollern“, mit dem deutschen Kaiserpaar an Bord, sich dem Hafen von Korfu näherte, herrschte in den Straßen der Stadt und besonders in der näheren Umgebung der Landungsstelle reges Leben. Die Korfioten haben den Deutschen Kaiser und seine Familie



Der König von Griechenland empfängt das deutsche Kaiserpaar in Korfu.



Decoratation der Esplanade in Corfu zum Empfang des Kaisers

mit echt südländischer Begeisterung empfangen. Auch das Bild, das Hafen und Stadt boten, war von südländischem Gepräge. Eine richtige Via triumphalis führte von der Landungsstelle bis zum Dörfchen Gasturi und von da hinauf zum Adilkion, das vom Hafen etwa 12 Kilometer entfernt liegt. An der Landungsstelle war ein kleiner tropischer Garten angelegt, vor dem sich ein rotes Baldachinzelt erhob.

Unter Girlanden und Kränzen führte der Weg hinauf zur Stadt, wo dem Monarchen an der Porta St. Nikolaus ein Triumphbogen mit einem deutschen „Willkommen“ begrüßte. Von hohen Mästen sah man griechische und deutsche Wappenschilder und Fahnen, aus hohen Basen dufteten alle Blumenarten Korfus. Zu allen Seiten bildeten Einwohner der Insel in ihrer bunten Nationaltracht Spalier, sie begrüßten die deutsche Kaiserfamilie mit nicht endenwollenden, begeisterten Zurufen.

Kurd Laßw. h.

Zum 60. Geburtstag des Dichters. (20. April 1908.)

In jeder Kulturgemeinschaft gibt es Menschen von so ausgezeichnete pädagogischer Neigung und Begabung, daß es sie drängt, hervortretend aus der Reihe der in selbstgewollter und selbstloser Einengung tätigen Spezialgelehrten, den Blick auf die stete Entwicklung der menschlichen Kultur überhaupt gerichtet, ihren Mitmenschen die Ergebnisse und das ununterbrochene Fortschreiten unserer Erkenntnis, das augenblickliche Bild der Welt- und Lebensanschauung und gleichzeitig das Verständnis seiner historischen Gegebenheit zu vermitteln. So werden sie, im Ideal, Kritiker der zeitgenössischen Gelehrsamkeit, deren Sinn und Wesen, deren Verdienst und Fehlen sie, aus überlegener Kenntnis und durch die Erfahrungen der Geistesgeschichte geschult, dem großen Publikum vorlegen.

Diesem Ideale nähert sich Kurd Laßwitz, der jetzt, an der Schwelle des siebenten Jahrzehntes, zurückzusehen darf auf vierzig Jahre rastlosen Lehrens, Forschens, Schaffens, in denen er all seine Kraft der großen und schönen Aufgabe widmete, die Bildung seiner Zeit als einer ihrer geistigen Führer und Lehrer zu fördern.

Allgemach ist in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit das eigene dichterische Schaffen gerückt, und dieser Teil seiner Wirksamkeit gibt ihm ein wohlbegründetes Anrecht auf die lebhafteste Aufmerksamkeit aller Gebildeten, auch derjenigen, die seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit ferner stehen mögen. Deren Bedeutung darzulegen ist hier der Raum nicht; nur darauf sei hingewiesen, daß Laßwitz der Geschichtsschreiber der Atomistik vom Mittelalter bis Newton, daß er der Biograph Beckners ist, von dem er auch zwei wichtige Werke herausgab: „Kanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“ und den „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung“. Vor allem sei daran erinnert, daß er seit einem Menschenalter für das Verständnis und die Ausbreitung der Lehre Kant's als Herausgeber und Schriftsteller mit Eifer tätig gewesen ist.

An diesen knüpft sein ganzes populär-philosophisches Wirken an. Seine kritische Weltanschauung, aus der heraus die „Wirklichkeiten“

*) Jetzt in 3. Auflage im Verlage von V. Eischer Nachf. in Leipzig (Preis Mark 6, geb. Mark 7) vorliegend, wo auch ausführlicher Prospekt über die Kurd Laßwitz'schen Schriften gratis geliefert wird.

Beiträge zum Weltverständnis entstanden sind, fußt auf den Lehren des großen Königsbergers.

Durch geistvolle, lehrreiche Anwendung auf alle Richtungen und Strebungen des Geisteslebens erläutert Lohwiy in allgemeinerständlicher Klarheit jenen grundlegenden Nachweis Kants, daß die Gebiete der Wirklichkeit: Natur, Sittlichkeit und Kunst ohne Widerspruch neben einander bestehen können. Diese „Realitäten“ umfaßt die Einheit des Bewußtseins; ein und derselbe Weltinhalt wird bezogen auf die verschiedenen Energien des Bewußtseins, ein und dieselbe Welt der Erscheinungen spiegelt sich in gesetzmäßiger Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten des Bewußtseins: wenn der Verstand, das Denken sie betrachtet, so entsteht die Einsicht in die Notwendigkeit, der alles, was in Raum und Zeit geschieht, unterliegt; dem Willen erstreckt das Gebiet der Sittlichkeit; die Tätigkeit der Phantasie schafft das Leben um in Kunst. Im Reiche der Kunst aber wird das Wahre und das Gute — Notwendigkeit und Freiheit — gebunden und gleichsam zu einer höheren Wirklichkeit ergänzt. . . Und dieses ästhetische Ziel grade lockt den Ethiker und philosophisch-naturwissenschaftlichen Forscher! Es lockt ihn, in dieser neuen, höheren Welt dichterischen Strebens die Ergebnisse seiner Naturerkenntnis und seiner lebensfreudigen Heberzeugung von der Würde der Menschheit organisch zu verbinden, im Reich des „schönen Scheines“ zu versöhnen. Denn — und das ist entscheidend für ihn und der Kern seiner gesamten dichterischen Betätigung —: ein neues Naturgefühl erfüllt Lohwiy und treibt ihn, es (im Kunstwerk) persönlich zu gestalten. Dieses neue Naturgefühl erwächst ihm auf ethischem Grunde. Sein ganzes Denken beherrscht jener Gedanke, der die heutige Menschheit von der antiken und mittelalterlichen unterscheidet: die Heberzeugung von der Möglichkeit der theoretischen Erkenntnis und technischen Beherrschung der Natur; von der schöpferischen Macht des Menschen über die blind waltende Natur. In diesem Bewußtsein erstehen sittliche Ideen „von ungleich erhabenerer Tragweite, als sie zuvor in der Geschichte auftreten konnten“. Diese Welt der Technik, des „Schaffenkönnens“, erschließt ihm ein neues ethisches Kraftzentrum, das ihn zu Ehrfurcht zwingt. So oft er, am Bahngelände stehend, den Zug vorbeidonnern empfindet, überkommt ihn jenes Gefühl des Ueber-gewaltigen, des Unnahbaren einer Unendlichkeit, die uns dennoch gehört. In der Zahnradbahn, die ihn über die Abgründe der Alpen mühelos aufwärts trägt, fühlt er den Genius der Menschheit, der, befreit von der Schwerkraft der Schwere, die Last der rohen Materie verachten darf. Und also werden ihm erträumte technische Fortschritte der Zukunft ein unendliches Gebiet, reine ästhetische Freude zu genießen, — in dem Bewußtsein, daß die ewige Freiheit der Vernunft siegreich über den Zwang der Natur schreitet. . . .

Zum Schluß seiner „Wirklichkeiten“ beweist Lohwiy die Berechtigung und zieht die Umrisse dieses seines eignen Schaffensgebietes: „Zukunftsträume“ vom Werden der Menschheit dichterisch zu gestalten. Mit vollem Recht befaßt er die Frage, ob eine Beschäftigung mit unweerer — technisch gewaltig vorgeführten — Zukunft auch ästhetischen Gewinn verspreche. Ein dichterisch begabter wird ihn erreichen mit Hilfe einer wissenschaftlich gezügelter Phantasie. . . So erobert Lohwiy der Dichtung ein neues und fruchtbares Feld, — eine Phantasiekunst der Wissenschaft. Er darf sich mit seinen Versuchen auf diesem Neulande der Kunst eines vollen Erfolges rühmen! Leicht hat er ihn sich nicht werden lassen.

Seine Bemühungen erstrecken sich über Jahrzehnte: Die erste Erzählung seiner 1878 erschienenen „Wilder aus der Zukunft“ — „Bis zum Nullpunkt des Seins“ — hat er schon 1869 geschrieben (zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Schleischen Zeitung“). Er hebt ausdrücklich hervor: „Ehe ich Jules Verne etwas klopste.“ Diese Feststellung der geistigen Unabhängigkeit von dem Franzosen ist nicht unwichtig; wird doch Lohwiy's Schaffen gelegentlich noch kritisch auf gleiche Stufe mit dessen Romanen gestellt, wenn nicht gar für beeinflusst von ihnen gehalten. Deren Reiz beruht lediglich auf der stofflichen Sensation; Lohwiy's Schöpfungen zeichnen von Anfang an das ethisch-ästhetische Streben aus, Kulturentwicklung zu verfolgen und vorausahnend und dichtend zu gestalten. —

Kulturentwicklung bedeutet ihm: die Verwandlung des blinden Naturgeschehens in bewußtes Schaffen.*) Die Ergebnisse solcher Entwicklung in einer erträumten ferneren Zukunft zu betrachten, schafft sich des Dichters Phantasie durch eine kühne Hypothese die Möglichkeit: er nimmt nämlich an, daß die Bewohner der meist beobachteten älteren Bruders unserer Erde, des Mars, die Natur in höchst vollkommener Weise beherrschen, und unter dieser Voraussetzung macht er dem Menschen die Kenntnis dieser unendlich überlegenen um hunderttausende von Jahren der unseren vorangehenden Kultur dadurch zugänglich, daß er die Martier — die „Rume“ — eine regelmäßige Verbindung mit den Polen der Erde herstellen läßt. Diese Fiktion wird in Lohwiy's Hauptwerk, dem Roman „Auf zwei Planeten“, scharfsinnig, anschaulich und mit einer nicht geringen Fabulierkunst durchgeführt.

Mit einer mathematischen Folgerichtigkeit, die anfängliches Staunen rasch in Vertrautheit wandelt, erbaut Lohwiy eine Zukunftsweltlichkeit mit hochgeheiligten Gaben der Kraftausstrahlung. Die Martier haben das Geheimnis der Gravitation enthüllt; es ist ihnen gelungen, einen

Körper von solcher Zusammensetzung herzustellen, daß „Stellit“, daß jede auf ihn treffende Schwerkraft als Schwere spurlos an ihm vorübergeht. . . Das hatte einen ungeahnten Umschwung der Technik herbeigeführt; so waren die Martier die Herren des Sonnensystems geworden. Da eine Stellitugel sowohl dem Einfluß der Planeten und der Sonne entzogen werden konnte, daß man sie im Weltraum frei zu bewegen vermochte, so stand einem Besuch der Erde nichts mehr im Wege. — Nun waren die Martier bemüht, zunächst sich den ungeheuren Reichtum der Erde an Sonnenstrahlungsenergie dienlich zu machen, sodann ihre so hoch entwickelte Kultur den Erdbewohnern zu übermitteln. Sie versuchten belebend und durch ihr Vorbild die Gesetze ihres Seins und die Größe ihrer sittlichen Gesinnung — ihre „Rumenheit“ — auf die Menschen zu übertragen. Aber der Versuch mußte misslingen: die Menschen waren außerstande, den Sprung über hunderttausende von Entwicklungs-jahren auch nur physiologisch, geschweige geistig, mitzumachen. Indem die „Rume“ verkanteten, daß die Menschen sich aus eigener Arbeit zur inneren Freiheit durchzämpfen müßten, vertieften sie sich — wider ihre bessere Natur — zu Zwang und Gewalt. So entsteht ein höchst wirkungsvoller tragischer Konflikt. Wie dann die Menschen einen allgemeinen Menschenbund aufrichten, dessen Wahlspruch ist: „Rumenheit ohne Rume!“ wie schließlich in offener Empörung die Erdbewohner der Martier gestürzt, diese durch ihre eigenen Waffen geschlagen und vertrieben werden; wie nun ein neues Zeitalter sich vorbereitet, in dem die Not des Daseins durch die von den Martiern gelehrt reichere Ausbeute der Natur gezwungen wird, in dem ein lebendiges Gemeinschaftsgefühl alle verbindet, — das bildet den Inhalt des Romans in seinem zweiten Teil, in dem die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten in den reizvoll gewendeten Schicksalen einzelner Paare sich spiegeln. . .

In weit kühneren Zukunftsträumen noch verfaßt sich die Phantasie des Dichters, mannigfaltig spielend in jenen liebenswürdigen Erfindungen, die in der Tat ein völlig neues Genre der Dichtung darstellen, seinen „wissenschaftlichen Märchen“ — „Eisenblauen, Moderne Märchen“ und „Traumkristalle, Neue Märchen“. — Das sind in Wahrheit, wie ich sie einmal genannt habe, „Phantasiespiele am Horizont der Naturwissenschaften“. Hier wirkt ein Gelehrter, der zugleich Humorist und Dichter ist, und aus dem Golde seines Wissens und seiner Belterkenntnis hämmert er garzes Rankenwerk lichtvoller Zukunftspannungen und gedankereich-grotesker Gestalten. — Doch nicht nur in die ferne Zukunft schweift sein Blick in diesen „modernen Märchen“; er verfolgt die Entwicklung des Menschen bis in die Epoche der Vahlfanten, er belauscht die Vorläufer des Menschengeschlechts, wie es im Laufe der Jahrmillionen als ein Produkt des Entwicklungsprozesses der Erde herausgekiten ist, im steten Kampf ums Dasein, aus der Reihe jener Organismen, die als minderkräftige Geschöpfe auf der Stufe der Tierwelt stehen blieben. Jene Uebergangszeit zeigt Lohwiy, in der das Selbstbewußtsein sich bildet. Ihrer Darstellung widmet er das schöne „Tiermärchen aus der oberen Kreide, Homchen“. Diese Erzählung, die bei weitem die umfangreichste, ist auch der gelungenste Repräsentant der neuen Gattung des wissenschaftlichen Märchens. Lohwiy weiß hier mit lebendiger Anschaulichkeit, niemals lehrhaft, Wissenschaft und Märchenstimmung zu vereinigen mit herzlichem Fühlen, das — fern aller Sentimentalität — uns dieses Märchen vom Kugen, Keinen Bewelter, einem Ahnen des Menschen, wirklich anheimelnd und lieb macht. —

Jene ästhetische Tendenz, die wir in allen dichterischen Schöpfungen Lohwiy's ausgeprägt sehen, daß nämlich die Grundfarben des naturerkenntenden einerseits, des ethischen Bewußtseins andererseits gemischt, ausgeglichen werden auf der Palette der Kunst, — sie erkennen wir wieder auch in seinem letzten Roman, der an Kühnheit der Voraussetzung dem ersten Roman nicht nachsteht. In diesem „Roman einer Walze, Aspira“, wird erzählt, wie von den Grenzen des Luftreiches sich eine Königsvalke, in der die Sehnsucht nach dem Reiche der Freiheit sich regt, mit ihrem Volkenkörper — jenem schwingenden Netzer, dessen Spannung die Teile ihres Volkenkörpers zu einer Einheit verbindet — hineingießt in den Reib eines Menschen, wie sie aber, durch Erfahrung gereift, freiwillig zurückkehrt in das Reich der Elemente. — Freiheit im elementaren Spiel des Traums der Freiheit im Ernste der Würde vorziehend. —

Dieser Roman ist, im besten Sinne, eine Tendenzschrift, denn er wendet sich gegen jenes moderne Bestreben, anstelle der empirisch-mathematischen Naturwissenschaft eine Art Naturphilosophie zu setzen. So sucht der naturforschende Dichter auch in der Kunstform des Romans lebend und bildend die Erkenntnis zu wecken und zu fördern; er wird in jenem kleinerem Kreise mehr durchgebildeter Leser, an die das Werk sich vornehmlich wendet, auf liebevolles Verständnis rechnen können.

Seit Beginn dieses Jahres hat der Sechzigjährige mit der Arbeit des Tages und des so lange treu geübten Berufes abschließen müssen. Was wir von dieser geistigen Muße noch zu erwarten haben werden, läßt sein neuestes Werk ahnen: „Seelen und Ziele, Beiträge zum Weltverständnis“, das in diesen Tagen erschien. — Mögen ihm noch reiche Erntelage beschieden sein, in denen reift, was er in einem langen wohlgenutzten Leben, voll Eifer zu forschen, voll Lust zu schauen, voll Liebe zu lehren, aufgeschichtet hat! — Dr. R. Wiffin.

*) Vergl. auch den ebenfalls bei W. Ullscher Nachf. in Leipzig erschienenen Vortrag von Lohwiy: „Was ist Kultur“

Zum 100. Geburtstage Napoleons III.

(20. April.)

Als dritter Sohn Ludwig Bonapartes, Königs von Holland, und seiner Gemahlin Hortense Beauharnais, der Stieftochter des großen Napoleon, erblickte am 20. April 1808 Napoleon III. in Paris das Licht der Welt. Nach dem endgültigen Sturz des Kaiserreichs flüchtete er mit seiner Mutter nach Genf, Augsburg und Arenenberg am Bodensee. Nach dem Tode seines älteren Bruders und dem Absterben des Herzogs von Reichstadt wurde er das Haupt der bonapartistischen Bestrebungen und veranlaßte 1856 den Straßburger Putsch, der ihn in die Gefangenschaft führte und seine Verbannung nach Amerika veranlaßte. Der Tod seiner Mutter ließ ihn vorzeitig nach Arenenberg zurückkehren, von wo er aber auf Protest Frankreichs nach London flüchtete. Sein zweiter theatralischer Putsch und Landungsversuch bei Boulogne trug ihm auf Jahre hinaus den Fluch der Lächerlichkeit ein. Er geriet in Gefangenschaft und mußte fünf Jahre lang auf der Festung Ham zubringen, bis es ihm 1846 gelang, nach England zu flüchten.



Kaiser Napoleon III.

Nach der Revolution von 1848 verließ es Prinz Napoleon, durch Agenten das Volk für sich einzunehmen, während er anscheinend teilnahmslos den Ereignissen zusah. Am 10. Dezember 1848 wurde er mit 5 1/2 Millionen Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt und er hatte nun Zeit, Heer, Geisteskräfte, Bürgerstand und Beamte für sich zu gewinnen, um am 2. Dezember 1851 den Staatsstreich vollziehen zu können, welcher der Parlamentsherrschaft ein Ende machte. Ein Jahr später war er Kaiser, nachdem sich rund 8 Millionen Franzosen für die Wiederherstellung des Kaiserreichs ausgesprochen hatten. Gleich darauf vermählte er sich mit der spanischen Gräfin Eugenie von Leba, die ihm 1856 einen Sohn, den später im Julikriege gefallenen Prinzen Louis, gebar.

Sein Streben, die Franzosen durch Kriegsrühm zu blenden und seinem großen Onkel nachzueifern, trieb ihn in den Sreckrieg und den Krieg mit Mexiko, der Erfolg aber war nur ein halber, weil er es stets nur einem Teil der Franzosen recht machen konnte, mit den meisten aber es verlor.

Die verunglückte mexikanische Expedition machte ihm viele Feinde und erschütterte sein Selbstvertrauen. So wagte er 1866 keine Einmischung in den deutschen Krieg und mußte 1867 auch auf Luxemburg verzichten. Diese Mißerfolge machten ihn unpopulär, ein lästiges Steinleiden quälte ihn selbst, so daß er unsicher und schwankend wurde und 1870 dem Drängen der Nation und der um die Kaiserin gescharteten Persönlichkeiten nach einer Abrechnung mit Preußen nicht den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen konnte. Er sah sein Schicksal voraus, das sich am 1. September vor Sedan erfüllte. Seine Gefangennahme bedeutete gleichzeitig den Sturz der Dynastie. Die Familie zog sich nach Exislehurst in England zurück, wo der Kaiser am 9. Januar 1873 starb.

Zum 100. Geburtstage Johann Heinr. Wicherns.

Am 21. April waren 100 Jahre vergangen, seit D. Johann Heinrich Wichern zu Hamburg das Licht der Welt erblickte, der Begründer der inneren Mission in Deutschland. Von seinen Eltern zum theologischen Studium erzogen und vorbereitet, ist er wie Pastor geworden, er hat seinerzeit gleich vom Kandidaten der Theologie aus den Sprung zum Oberkonsistorialrat gemacht.

Das „Rauhe Haus“ zur Erziehung verwahrloster Kinder ist seine Gründung; diese Gründung aber, ein Muster für zahllose andere Anstalten des Inn- und Auslandes, hat ihn dazu veranlaßt, ganz dem Streben nach einem Pfarramt zu entsagen und im Dienste der Verwahrlosten aufzugehen. Die von ihm herangebildete „Rauhhäusler Brüder“



Wichern.

haben mehr als einmal in großer Not helfend eingegriffen und sie sind die Lehrer all der Tausende geworden, die heute auf allen Gebieten der christlichen Liebestätigkeit in der inneren Mission und Krankenpflege im Dienste sind.

So richten sich bald aller Augen auf den unerschrockenen Wortkämpfer des praktischen Christentums und als er 1848 auf dem Kirchentag zu Wittenberg durch seine hinstreichende Beredsamkeit die Notwendigkeit der inneren Mission darlegte, richtete sich auch das Interesse der Regierung auf Wichern, der mit der Ausarbeitung von Vorschlägen zu Reformen im Gefängniswesen beauftragt und bald darauf mit der Leitung des Gefängniswesens überhaupt betraut wurde, die er 15 Jahre inne gehabt hat.

Mehr als hundert Rettungshäuser, mehrere neue Diakonien-Anstalten, eine ganze Reihe von Vereinen der Inneren Mission verdanken ihm ihre Entstehung, die Hamburger und die Berliner Stadtmision, die preussische Gefängnisreform, das Johannisstift in Berlin (eine Tochteranstalt des Rauhen Hauses) sind sein Werk. In den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 hat er Hunderte von Kriegs-Diakonen den Truppen zur Verfügung stellen können. Die Herbergen zur Heimat sind seine Ideen. Und welche eine Fülle genialer, prophetischer Gedanken ruht noch unverwirklicht in seinen gewaltigen Denkschriften! Generationen haben noch daran zu arbeiten, um sie für Volk und Kirche fruchtbar zu machen.

Abenteuer des General Gerard.

Von Conan Doyle.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verb.)

Es kam mir zum Bewußtsein, eine wie häßliche Aufgabe es war, gegen diese bunten, aber doch trohigen Böbelhausen Krieg zu führen, welche im Garten des Madonnenklosters um die Wachtfeuer herumstanden. Wir Soldaten hatten uns nicht um politische Erwägungen zu kümmern, aber auf diesem Krieg in Spanien schien uns vom Anfang an ein Fluch zu ruhen.

Doch in jenen Momenten hatte ich keine Muße, über diese und ähnliche Dinge nachzudenken. Wie ich vorher erwähnt, war es nicht schwer, in den Garten zu kommen, aber ins Kloster hinein zu gelangen, war ohne Frage schon weniger leicht. Ich spazierte zuerst im ganzen Garten rundum und erspähte bald ein großes bemaltes Fenster, das zur Kapelle gehörte mußte. Ich mußte von Hubert, daß sich das Gemach der Oberin, wo das Pulver aufgespeichert war, nahe an dieser Kapelle befand, und daß der Zündfaden durch eine Öffnung in der Mauer nach einer benachbarten Zelle durchgelegt war. Ich mußte also auf

alle Fälle ins Kloster hinein. Im Eingang stand eine Wache. Wie konnte ich nun, ohne angehalten zu werden, vorbeikommen? Aber plötzlich kam mir eine Inspiration, wie die Sache anzufangen sei. Im Garten war ein Brunnen und daneben standen einige leere Eimer. Ich füllte zwei davon mit Wasser und ging damit auf die Lüre zu. Einen Menschen, der in jeder Hand einen Eimer mit Wasser trägt, fragt man nicht, was er will. Der Wächter machte auf und ließ mich durch. Ich befand mich in einem langen mit Steinplatten belegten Korridor, in dem Laternen brannten; auf die eine Seite mündeten die Zellen für die Nonnen. Endlich war ich also meinem Ziel ziemlich nahe gekommen. Ich schritt ohne Bestimmen weiter, denn ich hatte vom Garten aus beobachtet, welchen Weg ich nach der Kapelle einschlagen mußte.

Eine Menge spanischer Soldaten lungerte raudend in diesem Korridor herum, mehrere derselben redeten mich im Vorübergehen an. Ich war der Meinung, daß sie mich um meinen Segen baten, und mein Ora pro nobis schien ihnen voll auf zu genügen. Bald war ich bis an die Kapelle gelangt, und es war leicht zu sehen, daß der Raum daneben als Pulvermagazin

diente, denn vor dessen Türe war der Fußboden ganz schwarz von Pulver. Sie war verschlossen, und zwei grimmig aussehende Kerle standen Wache davor; einer hatte einen Schlüssel im Gurt stecken. Wenn dieser allein gewesen wäre, hätte ich den Schlüssel schon bald genug haben wollen, aber angeht's seines Gefährten war es aussichtslos, ihn durch Gewalt in meine Hände bringen zu wollen. Die nächste Zelle nach dem Magazin mußte diejenige der Schwester Angela sein. Deren Türe stand halb offen. Ich sah's Mut, ließ meine beiden Eimer draußen stehen und ging, ohne daß mich jemand anhiebt, hinein.

Ich hatte geglaubt, mich einem halben Duzend entschlossener Männer gegenüber zu befinden, aber, was meine Augen in Wirklichkeit sahen, bereitete mir noch größere Verlegenheit. Diesen Raum hatten die Nonnen offenbar abtreten sollen, sich aber wohl aus irgend welchen Gründen geweigert, ihr Heim zu verlassen. Es waren ihrer drei drin, eine ältere Dame mit strengem Gesicht, scheinbar die Oberin; die beiden anderen waren reizende jugendliche Erscheinungen. Sie sahen alle drei am entgegengesetzten Ende des Zimmers, aber sie standen alle auf, als ich eintrat, und ich merkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß mein Kommen erwartet worden und nicht unangenehm war. Sofort gewann ich meine Fassung wieder und überblickte die Situation. Da ein Angriff auf das Kloster zu gewärtigen war, so glaubten diese Schwestern offenbar, sie sollten an einen sicheren Ort gebracht werden. Wahrscheinlich hatten sie das Gelübde abgelegt, diese Mauern nie zu verlassen, und man hatte ihnen gesagt, sie möchten in dieser Zelle bleiben, bis sie weitere Befehle erhalten würden. Auf alle Fälle richtete ich also mein Auftreten dieser Vermutung entsprechend ein; sicherlich mußte ich sie zum Hinausgehen bewegen und hatte auf diese Art eine ganz gute Veranlassung dazu. Ich warf zuerst einen Blick nach der Türe und gewahrte, daß der Schlüssel von innen drin steckte. Ich gab dann den Nonnen einen Wink, mir zu folgen. Die Oberin stellte eine Frage an mich, aber ich schüttelte ungeduldig den Kopf und nickte ihr nochmals zu. Als sie noch zögerte, stampfte ich mit dem Fuß und forderte sie in gebieterischer Weise auf, daß sie sogleich mitkamen. Da sie in der Kapelle sicherer sein würden, führte ich sie dorthin und ließ sie an der vom Magazin am weitesten abliegenden Seite Platz nehmen. Als sich die drei Nonnen am Altar niederließen, schlug mir das Herz vor Freude und Stolz, denn ich fühlte, daß ich nun das letzte Hindernis aus dem Wege geschafft hatte.

Aber, Messieurs, wie oft habe ich nicht die Erfahrung machen müssen, daß dies gerade der gefährlichste Moment ist? Ich warf der Oberin noch einen letzten Blick zu, aber zu meinem größten Schrecken bemerkte ich, daß ihre durchdringenden dunkeln Augen mit dem Ausdruck der Verwunderung und des Argwohns auf meine rechte Hand gehetzt waren. Daran konnten zwei Dinge ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Erstens war sie noch blutig von dem Wächter, den ich auf der Mauer niedergestochen hatte. Das allein konnte sie jedoch nicht überraschen, weil das Messer bei den Saragoßaer Mönchen ebenso gebräuchlich war wie das Brevier. Aber am Fingerring trug ich einen schweren goldenen Siegelring — das Geschenk einer deutschen Baronessa, deren Namen ich nicht nennen will. Er glänzte im Schein der Altarkerzen. Nun, meine Freunde, ist ein Ring am Finger eines Bruders eine unmögliche Erscheinung, weil sie absolute Armut gelobt haben. Ich drehte mich schleunigst um und verließ rasch die Kapelle, aber das Unglück war fertig. Als ich mich umschah, gewahrte ich, daß die Oberin bereits hinter mir hereilte. Ich lief den Korridor entlang, aber sie rief den zwei Wachen vorne laute Warnungsrufe zu. Zum Glück hatte ich die Geistesgegenwart, das gleiche zu tun und den Gang hinunter zu deuten, als ob wir beide dieselbe Person verfolgten. Im Moment war ich an ihnen vorbeigeistert, sprang in die Zelle, schlug die schwere Türe zu und verschloß sie von innen. Mit einem Riegel oben und unten und einem riesigen Schloß in der Mitte bildete sie ein ganz hübsches Bollwerk, das schon einen Puff vertrug.

Wenn sie jetzt noch so schlau gewesen wären, ein Pulverfaß an die Türe zu rollen, würde ich verloren gewesen sein. Es war ihre einzige Rettung, denn ich war jetzt am Ziel meines Abenteuers. Hier befand ich mich endlich, nachdem ich eine Reihe von Gefahren überwunden hatte, wie sich deren nur wenige Männer rühmen können, am einen Ende der Zündschnur, deren anderes in das Pulvermagazin führte. Sie brüllten draußen auf dem Korridor wie die Löwen und schlugen mit den Kolben ihrer Hinten gegen die Türe. Ich achtete nicht auf ihr Geschrei, sondern suchte eifrig nach jenem Zündfaden, von dem Hubert ge-

sprochen hatte. Er mußte selbstverständlich an der Seite nach dem Magazin zu sein. Ich kroch auf Händen und Füßen daran hin, guckte in jeden Spalt, konnte aber keine Spur entdecken. Zwei Kugeln drangen durch die Türe und drückten sich an der Mauer breit. Der Lärm draußen wurde immer toller. Ich sah ein raues Säufchen in einer Ecke, flog mit einem Freundschaftsdruck drauf los, um zu finden, daß es nur Staub und Schmutz war. Dann lief ich an die Seite, wo sich die Türe befand und wo mich keine Kugeln treffen konnten — sie sausten nämlich überall im Zimmer umher — und lehrte mich nicht an das unheimliche Krachen der Schüsse, sondern suchte ausfindig zu machen, wo die Zündschnur angebracht wäre. Damit sie von diesen Nonnen nicht entdeckt werden konnte, mußte sie Hubert sehr sorgfältig verborgen haben. Mein Blick fiel auf eine Statue des heiligen Joseph, die in einer Ecke stand. Um das Piedestal lag ein Kranz von Blättern und dazwischen brannte ein Kämpchen. Ich stürzte drauf los und machte die Blätter weg. Zwar, da war eine dünne, schwarze Schnur, die durch ein kleines Loch in der Wand weiter führte. Ich hielt das Licht dran und warf mich zu Boden. Im nächsten Augenblick erdröhte ein donnerartiges Krachen, die Mauern zitterten und wankten um mich herum, die Decke über mir zerbarst, und das Geschrei der erschreckten spanischen Soldaten wurde überhört von dem Kompressen unserer anführernden Grenadiere. Ich hörte es wie in einem Traum — einem schönen Traume, denn hörte ich nichts mehr. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

* Als Stillprobe des amerikanischen Deutsch, wie es tatsächlich im Geiste der Zweiten und Dritten Avenue New-Yorks gesprochen wird, mag folgender Scherz dienen, den wir in dem dortigen Morgen-Journal finden. Zacharias Pipfel schreibt der Zeitung nachstehenden Offenen Brief: „Mr. Editor! Ich bin in die letzte Zeit so viel in Ihre Bände, von der Unsicherheit in New-York und die Freiheit von dem Schwere gelte, bei hen's net glauwe wolle, bisoh! daß die Editor's net allemal die Truth telle thue. Bei was mir läst Reich geschändend is, hat mich koniust, daß Sie recht seie, and daß es in Greater New-York woen woch seie thut, wie Sie in Ihre Papper geritte hatwe. Ich ihu mit meillite alloha in e Plätt obe in Cartem wohne, and wir ihu leids andwogeel net hatwe, onle unfer Dog Caro that bei uns seie, wo schon so wot sei thut, daß er graue Haare on die Schmauz kriegt and uff dem linke Aug allerbleind sei thut. Parle thut er auch net mehr, bisohs, daß er vor e Jahr ritour e Krud in sei Neuz gekriegt hat. Well, es war abou; nach e Mos löst Reich and ich that grad e vide Akt abfage, als mei Alle mich uff e Mal in die Rippe pocht and hallert: „Pipfel, or Gode's Sätz, woch uff, es is e Kobber unner unfern Bett; ich hen's kweit plän gehör!“ Well, wo ich nach werd, ihu ich mir net höre, ouste so e Schwanz sonnt ich unner der Klappe höre. So lach ich and rimorl: „Alle, Du hörst'st Geschpenster. Das ist sei Kobber net, böt der Caro, wo unne schlact tut.“ Wo die Alle am andern Roggen aus die Klappe schreit, hallert se uff e Mal wie Klähst: „Pipfel, es war doch e Kobber. Rud her, er hat aus alles g'frohe.“ Ich war wie Leihnting aus die Klappe, and da sah ich die Bescherung. Alles war weg, der Alle ihre Schwellrie, mei neie Sätz, mei Pantz mit dem Rodelbud, and mei Watsch and Tscheln. Wo ich die Door zu die Stitschen uffreih, liegt der Caro hinter den Stoch and schäst, and uff den Tübel lag e Papper, woruff der freche Hallum geritte hatte: „Liebe Madam! Mei Junge is wohl raus, aber Ihre Spoten seie auch net von Belwet.“ Ich das net enöff, um aus der Haut zu fahre? Ihr Zacharias Pipfel.“

* Kupfergegenstände reinigt man auf folgende Art: Man reibt das Geschirr mit einer Handvoll Sauereampfer so lange, bis der in den Wältern enthaltene Saft heranstritt, dann drückt man den Sauereampfer in weissen Sand, scheuert das Kupfer damit blank, spült es in Wasser ab, und reibt mit einem reinen, weissen Luche trocken. In Küchen, wo man viel Kupfer zu puhen hat, ist die Anwendung von Essig das ganze Jahr hindurch eine nicht geringe Ausgabe, und schon deshalb der Sauereampfer vorzuziehen. Damit zu jeder Zeit Gebrauch davon zu machen ist, können die Wälter getrocknet und in einem Säcken aufbewahrt werden.

* Strümpfe, die einlaufen. Um dem starken Einlaufen der Strümpfe vorzubeugen, stelle man wollenes Strümpfgarn vor dem Gebrauch mit kaltem, weichen Wasser auf's Feuer und lasse es etwa zehn Minuten kochen, werfe solches sofort in kaltes Wasser und hänge es nach einer Stunde zum Trocknen auf. Das Garn läuft dadurch bedeutend ein, man hat beim Stricken also weniger Rücksicht auf das Einlaufen zu nehmen und kann dem Strumpf besser die erforderliche Länge und Weite geben.

* Gipsfiguren frischt man auf, indem man in einer Drogenhandlung Zinnweiß kauft; löst es in Milch auf, etwa in dem Verhältnis, daß eine säumige Kasse daraus entsteht, nimmt einen Pinsel und bestreicht die grau aussehenden Figuren, läßt sie trocknen, wiederholt das Verfahren.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
Druck und Verlag von Ferd. Tütergarten in Karlsruhe.